

Diskriminierungssensible(/-kritische) Räume als (Ver-)Lernräume

Ein Gespräch zwischen Aki Krishnamurthy und Antje Winkler

Abstract *Das vorliegende Gespräch schließt an Aki Krishnamurthys Beitrag »Lernräume diskriminierungssensibel« gestalten zur Ringvorlesung »Sharing is Caring« an der Universität Potsdam an. Es gliedert sich im Folgenden nach thematischen Schwerpunkten, die wie eine Anregung zur Gestaltung von diskriminierungssensiblen Lernräumen verstanden werden können. Zentrales Anliegen ist es Impulse zum Aspekt Lernen für Alle neu zu verhandeln. Das Gespräch wurde im Mai 2024 geführt.*

(Ver-)Lernräume und Fehlerfreundlichkeit

Antje Winkler: Im Rahmen des Gesprächs sollen deine Gedanken zur Gestaltung von diskriminierungssensiblen Lernräumen in den Sammelband »Sharing is Caring« einfließen. Um direkt einzusteigen: wie definierst du einen diskriminierungssensiblen Lernraum?

Aki Krishnamurthy: Persönlich bevorzuge ich dialogische Formate, da Gesprächsformate eher zu meiner Denkstruktur passen. Ein diskriminierungskritischer oder -sensibler Lernraum setzt ein Bewusstsein voraus, dass davon ausgeht, dass Gesellschaft durch Machtverhältnisse bestimmt ist. Demnach können Ungleichgewicht, Hierarchien und Ausschlüsse die herkömmlich Lernräume charakterisieren, besser erkannt und bearbeitet werden. Alles, was in sozialräumlichen Settings geschieht, ist durchzogen von Ungleichverhältnissen und diese beeinflussen im Umkehrschluss, wie wir miteinander umgehen, wie wir denken, wie wir Themen, Dinge und Herausforderungen miteinander verhandeln. Defacto können wir diese Gegebenheiten nicht außerhalb des Lernraums lassen, denn sie sind da.

Sensibel für Diskriminierung zu sein, bedeutet zunächst anzuerkennen, dass Ungleichverhältnisse existieren. Im zweiten Schritt gilt es den Wunsch zu entwickeln, möglichst wenig von diesen Machtverhältnissen zu reproduzieren. Unweigerlich wird man sich in Situationen wiederfinden, in denen dies dennoch

geschieht. Entscheidend ist es dabei einen respektvollen Umgang zu bewahren. Sowie eine lehrende Person einen Lernraum betritt, sollte sie sich bewusst sein, dass sehr unterschiedliche Lebensrealitäten, Biografien und Betroffenheiten sie umgeben werden. Der Versuch ist erstrebenswert, möglichst alle Bedürfnisse zumindest wahrzunehmen und diesen gerecht zu werden. Lernen unter Berücksichtigung von Bedarfen beruht auf Aushandlungsprozessen, die sicherlich durch sich widersprechende Anliegen herausgefordert werden.

Ich war letztes bei einer Fortbildung zu diskriminierungskritischer Lehre bei Urmila Goel und dort wurde ein Aspekt genannt, den ich sehr schön fand. Dieser Aspekt hat mein Verständnis von diskriminierungskritischer Pädagogik gespiegelt und in einer Weise benannt, wie ich es zuvor nicht explizit gemacht hatte. Es geht um Fehlerfreundlichkeit. Fehlerfreundlichkeit, lohnt sich als lehrende Person zu praktizieren. Ich meine damit folgendes: als Lehrende akzeptiere ich keine allwissende Expert*in zu sein, sondern erlaube mir stattdessen selbst Teil eines Lernraums zu sein. Diesen dann gemeinsam mit den anderen Lernenden zu gestalten, beinhaltet machtkritisch zu agieren. In der positiven Bejahung des Fehlers, der Irritation oder einer Problematik dekonstruiert sich das Angst- und Macht-/Ohnmachtspotenzial. Demnach erlauben wir uns gegenseitig die Reproduktion von Machtverhältnissen kritisch zu überprüfen. Und dann ist es eher die Frage, wie wir damit umgehen und wie wir versuchen, Verhaltensweisen und Rituale der Sanktionierung zu verlernen.

Ich würde also sagen, diskriminierungssensible Lernräume sollten Möglichkeiten anbieten, um diesen vermeintlichen Automatismus der Abwehr oder des machtvollen Gebarens zu überwinden. Auch dieser Prozess ist ein Lernen und er braucht Zuspruch und Fehlerfreundlichkeit. Fehlerfreundlichkeit meint, ich trage bewusst Sorge dafür, dass ich den Fehler oder die Dissonanz proaktiv analysiere und mir kollektiv Alternativen oder neue Lösungsansätze suche. Und was ich daran so spannend finde, ist das Erlernen und gemeinsame Schaffen von einer fehlerfreundlichen Kultur, was im deutschen Kontext nicht verbreitet ist. Insbesondere im Regelschul- und Universitätsbetrieb regiert das Leistungsprinzip und Fehlerunfreundlichkeit. Oft scheint es darum zu gehen, in einen Raum zu kommen und genau zu wissen, wie es geht, was ich sagen oder nicht sagen darf und was richtig und falsch ist. Dabei wird das Warum vergessen und die Möglichkeit Fragen zu stellen. Ich möchte zum Beispiel keine verletzende Sprache nutzen, weil ich nicht verletzen/diskriminieren möchte und nicht, weil es »richtig« ist. Mein Ziel ist es langfristige Lernprozesse anzustoßen, um so, die teilweise unbewusste Reproduktion von Machtverhältnissen zu verringern und auch eine Handlungsfähigkeit herzustellen. Das heißt, wenn ich selber gelernt habe, zu erkennen, wenn ich etwas unreflektiert reproduziere und das dann im nächsten Schritt versuche zu verlernen, kann ich in anderen Situationen besser intervenieren. Insofern finde ich, dass diskriminierungskritische und -sensible Räume vor allem Verlernräume sind.

Vertrauensvolle Fehlerfreundlichkeit

Antje Winkler: Ich möchte bei Fehlerfreundlichkeit einhaken. Diskriminierungskritische Räume sind Verlernräume, hast du gesagt. In Rückgriff auf Gayatri Chakravorty Spivaks postkoloniales Konzept des *Unlearning* stellt sich bei Studierenden oft die Frage, wie ein Verlernen überhaupt möglich ist und wie ich als westlich weiß sozialisierte und geprägte Person damit beginnen kann?

Aki Krishnamurthy: Zum Verlernen braucht es Zeit und Mut. Es braucht Vertrauen und Fehlerfreundlichkeit. Deine Beschreibung kommt mir vertraut vor, es ist diese hinterfragende Erwartungshaltung, die einem als vermeintliche Expert*in entgegengebracht wird, wenn neue Kontexte und Räume thematisiert werden. Ich kenne diese Widerstände. Viele sind die oben beschriebenen Lernsettings gewohnt, kommen nicht darauf diese zu hinterfragen und wollen stattdessen recht schnell Orientierung, um eben keine Fehler zu machen. Im Kern dreht es sich aber darum, sich mit der eigenen Positionierung auseinanderzusetzen. Eine starke Referenz in Bezug auf die Praxis von Verlernen, die ich teilen möchte, ist die Pädagogik der Unterdrückten nach Paulo Freire. Paulo Freire benutzt zur Beschreibung von Missständen in der Pädagogik die Metapher des Bankensystems. In dem Sinne gehe ich an einen Lernort, dort wird mein Kopfkonto mit Wissen gefüllt und dann gehe ich wieder raus. Diese grundsätzliche kapitalistisch-utilitaristische Logik zu hinterfragen, ist zentral. Es gibt keine absoluten Wahrheiten. Vielmehr gibt es verschiedene Perspektiven, welche strukturiert von Patriarchat, Rassismus, Kolonialismus, Kapitalismus und Ableismus mehr oder weniger Raum bekommen. Sinn und Ziel der Auseinandersetzung an Lernorten sollte sein, Selbstbewusstsein für die eigene Perspektive in Verantwortung für die Perspektiven der anderen und darüber hinaus zu generieren. Es geht vor allem um dieses Verlernen von Eindeutigkeit und anzuerkennen, dass es nicht die Antwort gibt, sondern stattdessen komplexe, widersprüchliche. Ein Verlernprozess braucht Zeit, vor allem wenn er impliziert eigene Privilegien zu hinterfragen.

Ich glaube auch, dass es aus Sicht der Lernenden wichtig ist, diese unterschiedlichen Perspektiven sichtbar und hörbar zu machen. Solange ich widerspruchssches Wissen lehre, ist es schwierig, dann intellektuell darüber zu sprechen, wie wir irgendwie unterschiedliche Perspektiven finden. Aber von vornherein Perspektiven einzubringen, die sich tatsächlich auch teilweise unterscheiden oder widersprechen und im jeweiligen Kontext aber Sinn machen, kann den Prozess des Lernens, glaube ich, öffnen. Das macht einen Sachverhalt nicht unwahr, nur weil es für die andere Person zunächst nicht sinnvoll erscheint. Gleichzeitig muss *mensch* aufpassen, wie dieser Inhalt strukturell eingebunden ist. Wer profitiert von bestimmten Interpretationen? Die Realität und Wahrnehmung zum Beispiel von *weißen Cis*-Personen ist eine, aber genau nicht die einzige Perspektive. Gerade hier ist es wichtig, zu gucken,

wie wir immer kritisch bestimmte Perspektiven und Wahrheiten hinterfragen können, auch im Hinblick auf das Thema Intersektionalität.

Fragen statt Antworten

Antje Winkler: Wie setzt du Freire in deiner Praxis um?

Aki Krishnamurthy: In meiner Praxis, also in Seminaren oder Workshops, lege ich den Schwerpunkt nicht auf Antworten, sondern auf Fragen. Mein Ansatz ist es gemeinsam zu lernen Fragen zu formulieren. Eine auf Antworten abgestellte Praxis macht es schwer, neues zu entdecken. Auch was du meintest: wie sollen wir es denn machen? Dieser Einstieg basiert ja eigentlich auf der Erwartung: gib mir mal eine Antwort, ein Rezept und dann weiß ich, wie ich es machen soll. Nee, du sollst selbst fragen! Ja, das ist schwierig auf jeden Fall, denn ich war ja lange selbst nicht in der Schule und bin jetzt indirekt als Elternteil wieder mit Schule involviert und wundere mich immer wieder. Am Ende scheint es die Hauptsache zu sein, dass das Ganze in der Klausur abrufbar ist. Aus meiner Sicht wird da keine Neugier gefördert. Das ist wirklich schade.

Antje Winkler: Nach meiner Beobachtung gibt es Lehrer*innentypen, die sich an einer Vermittlungspraxis von Inhalten und einem bestimmten Format von Wissen festhalten, dass dem sogenannten *Trichterprinzip* folgt. Leider geraten dabei heterogene Bedarfe der Ansprache und der Eröffnung von Zugänglichkeit ins Abseits. Pädagogisch betrachtet kommt kaum Empathie oder ein Gefühl für die Schüler*innen auf. Bedenkt man, dass erst in der Beziehungsarbeit und der interessierten Interaktion zwischen Schüler*innen und Lehrenden ein freudvoller und angstfreier Raum entsteht, scheint so ein diskriminierungssensibler Lernraum weit ins Hintertreffen.

Was ich bei den Studierenden im Kunstlehramt beobachte, – und das ist meiner Ansicht nach ein Effekt, der daraus entsteht, dass die Studierenden bereits im Studiengang Bachelor an Schulen arbeiten –, ist die Erwartungshaltung schnell Wissen konsumieren zu wollen. Damit reproduzieren die Studierenden automatisch das, was sie in Schule erleben. Sorge bereitet mir, wenn das Lehramtsstudium als Berufsausbildung angesehen wird. Ein Hochschulstudium ist besonders relevant, da interdisziplinär Fachfelder, Inhalte und Zusammenhänge erlernt werden können. Die Methode an sich kann nur Mittel zum Zweck sein; vielmehr bedarf es dem Aufbau komplexer wissenschaftlich-fundierter Wissensbestände.

Aki Krishnamurthy: Genau, ich kenne das auch, aber ich denke mir, das Fragen an sich, ist bereits eine Methode. Und weil es nicht so einfach umsetzbar ist, sind Studieren-

den damit meist unzufrieden. Viele werdende Lehrer*innen vor allem für weiterführende Schulen unterschätzen oder ignorieren den Aspekt des emotionalen wertschätzenden Begleitens als zentralen Bestandteil von Wissensvermittlung. Gleichzeitig erschweren die strukturellen Bedingungen die Schaffung von ganzheitlichen Lernräumen für alle Schüler*innen.

Ich habe noch nicht viele Lehrer*innen getroffen, die das Interesse und die Fähigkeit mitbringen, sich auf die Arbeit mit den unterschiedlichsten Kindern einzulassen. Jedoch merkt man den Unterschied bei Menschen, die Lust auf Wissensvermittlung und auf die Arbeit mit Kindern haben. Problematisch wird es, wenn Menschen – und das tun sie automatisch – Schüler*innen unmittelbarer wahrnehmen, die den eigenen Lebensrealitäten mehr entsprechen. Hier besteht die Gefahr des Unsichtbarmachens, außer man bringt die entsprechende Empathie und Sensibilisierung auf, sich allen offen und interessiert zuzuwenden. Nahbeziehungen herstellen, sollten potenzielle Lehrende erlernen. Insofern braucht Lehrer*innen-Ausbildung sowohl einen Fokus auf Empathie aber auch die kritische Reflektion des eigenen situierten Wissens und gesellschaftlichen Positionierung. Gleichzeitig ist es schwierig, wenn der Schulkontext keine Bedingungen dafür bietet und durchdrungen ist von z.B. strukturellem Rassismus. Wenn ich also ein Seminar zu diskriminierungskritischer Lehre besucht habe, diese Inhalte sich in der Praxis an Schule nicht etablieren lassen, eben weil ein gegenteiliges Mindset vorherrscht, dann ist es herausfordernd. Theorie allein bringt insofern nicht viel.

Antje Winkler: Ja, und das ist ja teilweise auch nicht von der Hand zu weisen. Also unter dem Druck, unter dem die Lehrer*innen heute stehen.

Aki Krishnamurthy: Ja, da stimme ich dir zu, es ist ein strukturelles Problem. Und auch der Anspruch, von dem du vorhin sprachst, jetzt einfach eine Ausbildung machen zu wollen, unterliegt strukturell einem kapitalistisch-utilitaristischen Prinzip. Heißt, dass es Output orientiert ist. Ich habe ja noch Anfang der 2000er Jahren studiert. Da war das Studium nicht derart outputorientiert und man konnte semesterlang Politik studieren und sich in Themen vertiefen. Heute im Studium kommt das Leben zu kurz. Ich habe viele Seminare besucht und nicht nur das Pflichtprogramm für den Scheinerwerb absolviert. An dieser Stelle möchte ich festhalten, dass die Problematik nicht an Einzelpersonen festgemacht werden kann, sondern dass eine strukturell-systemische Kritik notwendig ist.

Antje Winkler: Nehmen wir den Faktor Zeit. Wenn du outputorientiert bist und im Dauerstress stehst, dann gönnst du dir auch selbst gar nicht diesen Moment des hundert Male ruhig Durchatmens und des Wirkenlassens, was ja etwas in mir verändert und auslöst. Auch das ist ein Prozess, dass das erst mal auch als ein effektvolles Zulassen oder als Methode verstanden wird. Unter dem Aspekt der Diskriminie-

runingssensibilität hast du vorhin gesagt, dass es etwas ausmacht, wie nah oder fern mir die Schüler*innen sind. Und gerade das ist ein Einfallstor für Reproduktion von Diskriminierungserlebnissen und forciert Betroffenheit.

Aki Krishnamurthy: Ja, und ich finde, in Deutschland gibt es vor allem, was Lernen angeht, eine krasse Kultur von Homogenisierung. Zum Beispiel der Glaube, dass wir homogene Lerngruppen brauchen. Das veraltete Schulsystem kategorisiert bereits mit dem Wechsel von der Grundschule in die weiterführende Schule. In Berlin wird das Kind mit zwölf Jahren kategorisiert, indem es (die Eltern) die Schulart wählt, in anderen Bundesländern ist es schon mit 8 Jahren! Und wenn du dann doch die Schiene wechseln willst, dann musst du dir das erkämpfen. Interessanterweise erlauben sich andere Länder hier ein anderes Vorgehen. Sie ermöglichen ein Setting, dass ein heterogenes Lernen in diversen Gruppen zur Norm macht. Und in dem Sinne gibt es vielfältige Lerninhalte und -Angebote für unterschiedliche Lerntempi und -bedarfe.

Heterogene Lerngruppen als Chance

Aki Krishnamurthy: Und wenn ich dann noch völlig überfordert bin, dass es unterschiedliche Lebensrealitäten gibt, mit denen ich mich vorher nie auseinandergesetzt habe, weil ich beispielsweise in einem sehr homogenen weiß bürgerlichen Umfeld aufgewachsen bin, dann gehe ich einfach davon aus, dass das, was ich erlebt habe, die Norm ist. Ich meine, das beschreibt dann den Inbegriff von *White Supremacy*. Dann wird alles, was nicht dieser Vorstellung entspricht, einfach als abweichend und meistens auch als mangelhaft empfunden. Das ist ein Beispiel, wie Diskriminierung funktioniert. Das wird strukturell sichtbar im Aufbau von Beispiel Schulbüchern bzw. Lernmaterial und deren Auswahl und Aufbereitung von Inhalten. Ein Beispiel ist die Auslassung oder nur minimale Nennung der Kolonialvergangenheit Deutschlands. Ein anderes ist die zwar prominente Verhandlung des Holocausts aber die gleichzeitige Vernachlässigung der ermordeten Rom*nja und Sint*izze bzw. die Verneinung der bis heute andauernden gesellschaftlichen Kontinuitäten. Lehrer*innen mit Nazivergangenheit in ihren Familienbiografien vermitteln anderes Wissen als Lehrer*innen of *Color*, doch wie viele gibt es von letzteren an deutschen Schulen?

Antje Winkler: Homogenisierung und deren Ursachen erkenne ich auch in dem Aspekt des Bewertens von Menschen und deren Leistungen. Gemäß der Prämisse der Vergleichbarkeit von Ergebnissen, werden Schüler*innen in ihrem Lern- und Entwicklungsprozess, in ihren Themen und Tagesverfasstheiten ausgeblen-

det. Und dazu kommt, dass es ja auch ein bestimmtes Herrschaftswissen ist, das weitergegeben wird.

Aki Krishnamurthy: Auch der Fokus auf Sprache und vor allem auf Schriftsprache ist ein sehr eurozentristisches Merkmal von Bildung und Herrschaft und damit die Anforderung verbunden, dass ich dieses Tool beherrschen können muss. Vergleichbarkeit ist mit der Frage verbunden, mit wem verglichen wird. Zum Beispiel machen wir gerade ein Seminar mit einer Kollegin, und die Teilnehmer*innen können – wenn es für sie einfacher ist – ihr Lesetagebuch als Sprachnachricht hochladen, denn es geht um den Inhalt. Und ich kann es auch zu zweit oder zu dritt machen, weil es vielleicht inspirierender ist. Auch die Idee davon, dass Wissen einzeln geschaffen wird, finde ich obsolet, da ich davon ausgehe, dass Wissen immer kollektiv entsteht. Auch hier spielt die kapitalistische Logik von Competition und Individualisierung herein. Und das ist das Normativ, auf dem die Gesellschaft aufbaut, was auch wieder mit Rassismus, Sexismus, Kapitalismus und Ableismus verschränkt ist.

Schule ist ein Ort der Reproduktion von Machtverhältnissen. Jenseits vom Klassenraum reproduziert dieses Schulsystem von Anfang an *Class* (Klassismus). Ich finde, wenn du diese Dinge und Lernräume mit diesem Mindset grundsätzlich nicht hinterfragst, dann ist das problematisch. Dann bleiben Veränderungen auf einem oberflächlichen Level, indem zum Beispiel die angebotene Literatur nur minimal vielfältiger ausgerichtet und gestaltet ist. Dann heißt ein Kind in dem Buch auch mal Ali und es wird sich gefreut als wäre damit allein bereits der Rassismus im Klassenraum erledigt. Aber wenn die grundsätzliche Logik nicht hinterfragt wird, bleibt dies oberflächlich.

Vielfalt der Wissensformen

Aki Krishnamurthy: Grundsätzlich gibt es unterschiedliche Formen von Wissen. Und alle Kinder tragen bereits eigenständiges Wissen in sich. Wir haben einmal einen Workshop in der Schule gemacht. Der Großteil der Klasse waren *BIPoC*-Kinder und sie haben sich so gefreut, einmal historische Bezüge an die Tafel schreiben zu können, die für ihre Familien relevant sind, die sonst nie an der Tafel stehen. Dafür haben wir einfach einen Zeitstrahl angelegt und sie gebeten ihr Wissen zu teilen.

Es gibt einfache Mittel diese Perspektiven abzubilden. Gleichzeitig finde ich es auch wichtig, Leute, die diesen Anspruch haben, auch deren individuelle Handlungsfähigkeit anzuerkennen. Ich schaffe es wahrscheinlich auch gar nicht, innerhalb dieser Strukturen, die wir haben, allen Bedürfnissen gerecht zu werden. Hier gilt es fehlerfreundlich zu analysieren: Was kann ich leisten? Wo will ich selbst auch weiter lernen? Was gibt die Zeit einfach nicht her? Hier sollte es um eine

realistische Einschätzung von eigenen Privilegien und Ressourcen gehen und nicht darum aus Bequemlichkeit in der eigenen *Comfort Zone* zu bleiben.

Antje Winkler: An Schulen könnten Fachgruppen gemeinsam kollegiale Fallberatung, kollegiale Planung, Teamteaching und gemeinsame Projekte starten. Wie könnten Lehrende sich dabei mehr als diskriminierungssensibles Kollektiv entwickeln?

Aki Krishnamurthy: Wenn ich von einem Lernraum ausgehe, dann ist es in meinem Verständnis immer ein Lernraum, der gemeinsam gestaltet wird, also das heißt auch die Schüler*innen miteinzubeziehen. Alle sind Teil davon. Gleichwohl es unterschiedliche Verantwortungen, Aufgaben zu berücksichtigen sind und derzeit leider immer auch Hierarchien existieren. Im Kern ist die Mehrheitsgesellschaft eingeladen zu verlernen und bedarf einer Unterstützung. Also geht es nicht nur um die Frage, wie wir in diesem Raum Diskriminierung vermeiden können, sondern darum zu lernen, wie ich darin involviert bin und wo meine Verantwortung liegt. Es ist ein Lernen, Verantwortung zu übernehmen und für Veränderung einzutreten.

Antje Winkler: Du hast gesagt, diskriminierungssensible Lernräume werden von allen gestaltet. Dazu zählen Schüler*innen und Lehrende?

Aki Krishnamurthy: Ja, das ist mein Bildungsverständnis. Ich bin zwar nicht an Schulen unterwegs, aber natürlich komme ich als lehrende Person mit mehr Wissen in einem bestimmten Bereich. Meine Aufgabe sehe ich darin, durch Fragen und bestimmte Methoden einen Rahmen zu schaffen, dass wir gemeinsam voneinander lernen. Und natürlich bringe ich etwas mit, aber ich gehe nicht davon aus, dass die anderen im Raum nichts wissen. Diese Beziehung geht nicht immer von Lernenden Richtung Lehrende und zurück, sondern entwickelt sich auch unter- und miteinander. So einen Raum zu kreieren, das ist mein praktischer Ansatz und deswegen irritiert mich das immer so, wenn es anders ist. Aber es ist ja für beide Seiten irritierend, auch für Schüler*innen, wenn sie auf einmal als Wissensproduzent*innen adressiert werden. Manchen wäre es wohl lieber, zu sagen: erzähl irgendwas und ich kann abschalten. Wieso willst du jetzt, dass ich mich engagiere? Das ist auch legitim, finde ich. Es gibt eben auch Sachen, die interessieren Schüler*innen nicht.

Schule der Zukunft

Antje Winkler: Diese Akzeptanz divergierender Interessen gehört für mich auch zur Gestaltung von Lernräumen dazu. Ich finde, die Frage, wofür wir bestimmtes Wissen brauchen, ist eine sehr relevante Frage, die an jeden Wissensbereich gestellt werden könnte. Jetzt haben wir gelernt, diese Gleichung aufzustellen, aber wo

dockt das denn lebenspraktisch, strategisch, bezogen auf Persönlichkeitsbildung oder hinsichtlich der Schulung von Urteilsfähigkeit an? Oder anders gewendet, inwiefern lässt sich Schule als utopischer Ort neudenken? Wie sieht dann die Schule der Zukunft aus? Welches Wissen braucht die nächste Generation? Wie wollen wir als Gesellschaft miteinander leben und was brauchen wir dafür?

Aki Krishnamurthy: Ja, und vor allem wichtig, finde ich, ist es dabei von Verwertbarkeitslogik konkret Abstand zu nehmen. Denn das Wissen aus marginalisierten Communities fließt nicht in den Lernraum, da es aus der Brille der Verwertbarkeitslogik ohne Wert zu sein scheint. Scheinbar ist es Wissen, dass nicht einfach verwertbar, in Kapital zu verwandeln, sondern allenfalls vielleicht auch gefährlich für das bestehende System ist.

Persönlich habe ich keinen großen Zugang zu Mathematik und Naturwissenschaften oder Informatik, gleichwohl weiß ich auch, dass ich dringend wissen muss, wie Künstliche Intelligenz, Social Media und Algorithmen funktionieren sowie ich auch Wissen über den Klimawandel brauche, um besser verstehen zu können, inwiefern es mein Leben beeinflusst. Demnach ist Wissen die Voraussetzung, um mündige Entscheidungen treffen zu können. Auch wenn mich das nicht auf den ersten Blick interessiert, muss ich trotzdem einen Weg finden, mir ein Grundwissen anzueignen, um selbstständige Entscheidungen treffen zu können. Wissen sollte Menschen handlungsfähig machen. Es sollte mich nicht kurzfristig durch die nächste Prüfung bringen. Wissen ist die Grundlage von ganz vielen Dingen, die wir im Alltag, in der Verständigung mit Mitmenschen, zur Lösung von Problemen nutzen. Oft passiert Wissensvermittlung unter der Prämisse, dass ich diesen Stoff laut Lehrplan abarbeiten muss. Aber das Warum und die grundsätzliche Idee sollten bedacht sein.

Antje Winkler: Ich frage mich, wie man Inhalte anders koppeln könnte, um diesen Transfer zwischen den Bereichen herzustellen. Es gibt immer die Erzählung von fächerübergreifendem Arbeiten, aber das ist oft eher eine Wunschvorstellung.

Aki Krishnamurthy: Es geht aus meiner Sicht um eine grundsätzliche Verknüpfung von Inhalten mit Lebensrealitäten. Und wenn Lehrer*innen diese Verknüpfung herstellen, dann oft unreflektiert mit einer ganz bestimmten Realität, nämlich der *weißen* bürgerlichen Lebensrealität.

Antje Winkler: Wie gehst du in deinem Arbeitsfeld vor? Beziehungsweise kannst du ein Beispiel geben, wie ihr an der Alice Salomon Hochschule Berlin versucht, eine Diskriminierungssensibilität als Teil der Lernkultur, des Miteinanders, zu praktizieren?

Aki Krishnamurthy: Ich habe jetzt ein Propädeutik Seminar an der ASH gemacht aus machtkritischer Perspektive. Und es gibt an der ASH auf jeden Fall ein Leitbild Lehren und Lernen, wo viele dieser Aspekte auftauchen, wie, was, wann, wo und von wem umgesetzt und überprüft wird ist jedoch nicht festgelegt. Und auch im Masterstudiengang *Soziale Arbeit – Kritische Diversity und Community Studies* (KriDiCo), wurde ganz deutlich versucht, das Was und das Wie (gelernt wird) zu verknüpfen. Es wird also nicht nur das Sprechen über Machttheorien als Inhalt vorgeschlagen, sondern es wird auch thematisiert, wie das konkret im Raum umgesetzt wird. Gleiches gilt für die Zugangsvoraussetzungen. Diese wurden aus machtkritischer Perspektive im Rahmen der Senatsvorgaben so geändert, dass mehr Raum für eine Reflektion von Lebensläufen und damit verbundenen Bewertungskriterien eingebracht werden kann. Es gibt verschiedene Professor*innen, die sehr spannende und interessante Lernräume mit großem Potenzial erschaffen. Es gab letztes Semester ein *BIPoC-only*-Seminar mit machtkritischem Ansatz. In dem lag der Fokus auf dem Handwerkszeug zum Studieren. Also, wie schreibe und lese ich und wie kann meine Erkenntnis mit Forschungsfragen und überhaupt Fragen verweben. Es gibt ja auch ganz viel Angst vor dem Zitieren und vor dem Vorwurf des Plagiats und da würde ich gern den Fokus mehr in die Richtung lenken, dass es darum geht, Credit zu geben, dass Leute sich zu diesem Thema schon einmal Gedanken gemacht haben und nicht nur darum, dass ich die und die Person noch zitiert habe. Welches Wissen zitiere ich und reproduziere ich damit? Was sind meine Quellen? Wie komme ich an andere Wissensquellen, andere Perspektiven? Was will ich überhaupt? Für wen schreibe ich? Es geht darum, mit diesen Fragen anders ins Gespräch zu kommen. Trotzdem ist es herausfordernd, weil es Anforderungen gibt, die erfüllt werden müssen. Keine BIPoC-Studierende kann sich im Bachelorstudium allein damit befassen, Wissenschaftsstrukturen zu verändern, dass wäre eine Überforderung und deswegen hat *EmpA* Unterstützung angeboten. Insofern vermittele ich, den achtsamen Umgang mit den eigenen Ressourcen in Relation zu den Abhängigkeitsverhältnissen, in denen du eingelassen bist. Im WS 2024/25 hatte ich ein Co-Teaching in einem Seminar, dass in Kooperation mit der ASH und der Technischen Universität am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung stattfand. Zum Seminarauftritt haben wir Kleingruppen zum Thema Redeverhalten gebildet. Es wurden Fragen diskutiert: Wer redet gerne und hat kein Problem damit? Wer ist nur so ab und zu dabei? Wer mag das gar nicht? Die Idee war, dass der Inhalt die Praxis widerspiegeln sollte. Demnach haben wir weitere Fragerichtungen hinzugefügt: und gemeinsam besprochen, womit die eigene Lust oder Unlust beim Sprechen in Verbindung steht. Auch haben wir uns über unsere Erfahrungen mit Bewertungen und Noten ausgetauscht. Sofern haben wir kapitalistische, rassistische, ableistische, sexistische Bewertungskriterien herausgearbeitet, die einen negativen Einfluss auf unsere Form zu lernen haben. Im Umkehrschluss haben wir versucht Veränderungen zu entwi-

ckeln. Mit verschiedenen Ansätzen haben wir dazu eingeladen, die Lern- und Seminarnormen kollektiv zu hinterfragen.

Entgegen normalisierender Bewertungssysteme

Antje Winkler: Das Hinterfragen von Konstruktionen finde ich spannend. Es ist interessant den Begriff der Normalität zur Disposition zu stellen. Wie wird Normalität hergestellt? Hier dockt auch die Frage nach der Art und Weise, wie man bewertet an und inwiefern sollte eine menschliche, empathische Fehlerfreundlichkeit zum Tragen kommen?

Aki Krishnamurthy: Das Thema Bewertung ist in einem Seminar zu feministischen Perspektiven auf Dekolonisierung an sich ein Oxymoron. Im Kern sollte es vielmehr darum gehen, eben diese institutionellen Strukturen zu hinterfragen. Und das war übrigens auch ein Aspekt, der von Studierenden kam, dass es schön wäre, einen Lernprozess an sich zu wertschätzen. Allerdings ist das bei 55 Personen gar nicht einfach, das zu gewährleisten. Es ging ihnen nicht darum, die Vergleichbarkeit anhand eines bestimmten Niveaus oder bestimmter Kriterien herzustellen, um anhand dessen bewertet zu werden, sondern der Lernprozess der jeweiligen Person soll bewertet werden. Das ist dann vielleicht bei Leuten, die sich noch nie damit befasst haben und am Ende des Seminars total viel dazugelernt haben, viel besser, weil der Lernbogen viel größer war als bei Personen, die sich schon ewig damit auseinandergesetzt haben und noch so ein paar interessante Inputs bekommen haben. Es ging auch viel darum, die Normalität oder das, was wir als normal ansehen, was du leisten kannst und musst, zu hinterfragen. Wir haben in unseren Lerngruppen auch sehr unterschiedliche Lebensrealitäten, vielleicht haben manche Leute »Care«-Aufgaben, sind neurodivergent, haben unterschiedliche Tempi beim Lesen und Verstehen englischer Texte. Wenn ich nicht deutsch Erstsprachler*in bin, dann brauche ich Menschen, die mir helfen oder ich brauche länger Zeit, um die Texte zu verstehen. Wenn ich aus nicht akademisierten Kontexten komme, sind sowohl Habitus und Sprache irritierend und es bietet sich an, Offenheit herzustellen. Bedarfsorientierte Bedingungen ermöglichen den Studierenden sich leichter im Seminar zu engagieren und steigern enorm die Möglichkeit zu lernen. Wir haben am Seminaranfang persönlich abgefragt: Was braucht jede*r, um gut lernen zu können? Was ist hinderlich fürs Lernen?

Diese Normvorstellung von Studierenden oft aus der Mittelschicht, Oberschicht, die alles finanziert bekommen und nichts anderes zu tun haben, außer zu studieren, ist eben nicht die Realität. Oder betrachten wir die Aufnahmefähigkeit von Gehirnen, die je auf ganz bestimmte Arten und Weisen funktionieren und

divers Wissen aufnehmen und verarbeiten können. Auch hier gibt es nicht die eine Realität.

Auch kann es hilfreich sein, sich zu erinnern, wann sich Lernen gut angefühlt hat, auch jenseits der Schule. Wie ich zum Beispiel Fahrradfahren gelernt habe oder wie ich mein erstes Omelette zubereitet habe. Es ist durchaus interessant, Lernen jenseits von irgendeiner Klausur in Betracht zu ziehen. Um mal darüber nachzudenken, dass wir in so vielen Momenten in unserem Leben lernen, meistens sogar ganz selbstverständlich und oft aus Eigeninitiative. Sich an diese Zustände des erfolgreichen, eigenmotivierten Lernens zu erinnern, ist mein Ansatz, um die Lernenden zu stärken, einen selbstbewussten und angstfreien Modus beim Bearbeiten von Themen, Dingen und Inhalten zu fördern. Dieser Ansatz braucht viel mehr Zeit und Zuwendung, das lässt das Bildungssystem gar zu. Und im Hinblick auf Machtverhältnisse, wenn ich das transparent mache, auch als lehrende Person, zu merken, es sind eben nicht die gleichen Startvoraussetzungen per se gegeben und deswegen kann ich nicht die gleichen Parameter nutzen. Eine Person, die »Care«-Aufgaben hat, im Alltag von Rassismus, Sexismus oder Queerfeindlichkeit betroffen ist, hat so viel zusätzlich zu leisten und abzupuffern, was ständig vom Lernen und von Konzentration ablenkt und Ressourcen und Energie in Anspruch nimmt – dass sollten wir als Lehrende sehen und in unsere Praxis integrieren.

Antje Winkler: Da es zu Bauchschmerzen führt...

Aki Krishnamurthy: Hier ist ein Blick auf die Verteilung von chronischen Krankheiten oder auch Neurodivergenz in marginalisierten Communities angebracht. Krankheiten haben Ursachen. Ich muss daher wertschätzen, was die Personen mit dieser Ausgangsposition beizutragen im Stande sind.

Ein weiterer Aspekt, den ich in Deutschland beobachte, ist die latente negative Grundannahme – dass andere faul und hinterhältig sind und sich bereichern wollen. Dieses Misstrauen gegenüber anderen bindet doch nur Kraft und verstellt den Blick für Neues und für neue Begegnungen. Dieses Grundmisstrauen macht die Welt so eng. Verlernräume brauchen genau das Gegenteil: auf jeden Fall Vertrauen und Großzügigkeit! Vertrauen, dass die Leute da sind, weil sie da sein wollen oder ihre Gründe haben.

Antje Winkler: Gleichwohl die Schüler*innen in Schule ja der Schulpflicht unterliegen.

Aki Krishnamurthy: Das ist eine wichtige Errungenschaft – dass alle das Recht auf Bildung und Schule haben. Es ist ratsam, sich selbst als lehrende Person zu sagen oder besser anzuerkennen, dass Schüler*innen durchaus potenziell keine Lust auf das Sein in Schule haben. Verständlich ist es auch anstrengend, sich zu bemühen einen spannenden und anregenden Unterricht zu gestalten, denn schließlich konkurrie-

ren Lehrende in Zeiten der Postdigitalität mit Plattformen wie TikTok. Es empfiehlt sich die Lebensrealität von Schüler*innen aktiv in den Unterricht zu integrieren und zum Beispiel Beiträge auf TikTok einzubinden oder dessen Kommunikationsformate zu nutzen. Kindern und Jugendlichen die Neugierde und das Interesse am Lernen, am Kennenlernen von Welt abzusprechen, ist demnach auch der falsche Ausgangspunkt und korreliert mehr noch mit dem oben beschriebenen Grundmisstrauen. Eigentlich wollen alle Kinder lernen und alle Menschen sind per se neugierig. Dass ihnen das abtrainiert wird, obliegt den Praktiken in Schule. Schule machtkritisch zu reflektieren und als hegemonialen Ort zu begreifen, ist nicht leicht, bedeutet aber einen produktiven Weg zu entwickeln, der Ausschluss und Diskriminierung versucht zu verringern. Um genauer zu sein, derzeitige Zuschreibungspraktiken nach lernwillig und lernunwillig korrelieren stark und untrennbar mit *Race*, *Class* und *Sexism/Gender*. Das ist die Herausforderung und hier beginnt die Zukunft.

Antje Winkler: Genau. Und davon gibt es so viele Beispiele!

Aki Krishnamurthy: Ja, das ist ein systemisches Phänomen. Was sich innerhalb dessen reproduziert und zwar mit drastischen Auswirkungen sind Stereotype. Wechseln wir die Perspektive und fühlen uns in eine*n junge*n Schüler*in hinein, die genau solche Abwehrmechanismen zu spüren bekommt, dann bewahrheitet sich schlicht die Voreingenommenheit, quasi als Selbsterfüllende Prophezeiung. Wenn mir die ganze Zeit gespiegelt wird, du kannst und weißt nicht die Abfragen so zu beantworten, wie erwartet, dann hat eben diese Praxis den konkreten Effekt, dass sich die Schüler*in keinen bildungsrelevanten Zukunftsweg imaginieren kann. Die gesellschaftlichen Verhältnisse geben dann vor, dass du dazu da bist, um in der Arbeiterklasse den Besitzenden zu dienen, um so Machtverhältnisse zu reproduzieren. Und ich glaube, es ist auch eine Frage, wer eigentlich daran Interesse hat, diskriminierungskritische Lernräume zu schaffen und zu erhalten? Wem nützt es? Systemisch betrachtet ist es Absicht, es ist nicht gewollt. Das ist auf jeden Fall unmenschlich und macht wütend! Insofern ist dieses System herauszufordern, es muss kritisiert werden, denn nur so können positive Veränderung bewirkt werden.

Hier möchte ich noch kurz kommentieren, dass ein zentraler Unterschied zwischen diskriminierungssensiblen Lernräumen und dekolonisierenden Lernräumen die Systemfrage ist. Bei Erstem geht es meines Erachtens um mehr Teilhabe am bestehenden System und um Perspektiverweiterung, während Letzteres das System komplett in Frage stellt. Es geht nicht um ein Stück vom Kuchen, sondern der Kuchen an sich wird in Frage gestellt. Ein dekolonisierender Ansatz würde beispielsweise nicht nur Lehrmaterial aus ehemals kolonisierten Kontexten aufnehmen, sondern die hegemonial koloniale Geschichtsschreibung an sich revidieren.

Antje Winkler: Kommen wir zum Ende unseres Gespräches und ich bitte Dich abschließend den Gedanken zu beantworten: Wenn du an die Zukunft denkst, was stimmt dich froh?

Aki Krishnamurthy: Ich arbeite gern mit Visionen. In diesem Moment finde ich es in Deutschland sehr herausfordernd. Was mir auf jeden Fall Hoffnung gibt, ist *Community Organizing*. Ich sehe sehr viel »Care«, auch »Care«-Arbeit in unseren Communities, eine Weitergabe von Resilienz- und Widerstandsstrategien. Das macht mich hoffnungsfroh. Auch der Zuspruch von älteren Generationen hilft. Sie beziehen sich auf ihre langjährigen Erfahrungen und rekurren auf *Backlash-Tendenzen*, sie meinen: da müssen wir durch. Angela Davis schtzt die aktuelle Situation (vor der Wahl von Trump im Jahr 2024), als letztes Aufbäumen, den letzten Backlash ein, denn die Weichen in Richtung Veränderung sind gestellt. Mir hilft die Überzeugung, dass ich den Wandel zwar nicht mehr mitbekomme, aber hoffentlich zukünftige Generationen. Ich komme aus der *Somatic Social Justice-Perspektive* und dort finde ich deutlich starke Ansätze für Healing und für »Care«. Aktivismus braucht Krafrume, die wir selbst gemeinsam schaffen. Der Gedanke, dass von Marginalisierung, Ausbeutung und Diskriminierung Betroffene einfach mehr sind, der gibt mir Hoffnung. Wir sind global die Mehrheit.